

Soziologie lehren an einer staatlichen Universität in New Jersey: ein Erfahrungsbericht zu einem Bachelor-Studiengang mit Regelstudienzeit

Kirchberg, Volker

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

GESIS - Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kirchberg, V. (2001). Soziologie lehren an einer staatlichen Universität in New Jersey: ein Erfahrungsbericht zu einem Bachelor-Studiengang mit Regelstudienzeit. *Sozialwissenschaften und Berufspraxis*, 24(3), 279-285. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-40911>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Soziologie lehren an einer staatlichen Universität in New Jersey

**– ein Erfahrungsbericht zu einem
Bachelor-Studiengang mit Regelstudienzeit**

Volker Kirchberg

1 Einleitung

Seit Januar 2001 habe ich eine Stelle als Assistant Professor im Soziologie-Department an der amerikanischen *William Paterson University* inne. Diese staatliche Universität, aus einem über 100jährigen *Teachers' College* hervorgegangen, hat in den letzten Jahren einen enormen Entwicklungssprung zu einem akademischen Zentrum im nördlichen New Jersey gemacht. Die Universität hat heute ca. 10.000 Studierenden und wächst weiter. *William Paterson University* liegt in Wayne, New Jersey, einem Vorort der alten Industriestadt Paterson, circa 40 Minuten westlich von Manhattan (vom Campus kann man das World Trade Center sehen). Paterson ist eine historische Hochburg der amerikanischen Industrialisierung des 19. Jahrhunderts, mit einer langen Tradition, v.a. in der Textilfertigung.

Der zu nahen Konkurrenz zu anderen wichtigen Zentren des Postfordismus (New York City, aber auch Newark oder die US-amerikanischen Unternehmenszentralen der pharmazeutischen Konzerne in den südlich und westlich liegenden Kreisen Nord-New Jerseys) unterliegend, ist Paterson heute partiell auf eine Subsistenzwirtschaft der vielen hispanischen Immigranten angewiesen. Der US-Census 2000 hat diese Region und speziell diese Stadt trotz ihrer Probleme, das Zeitalter des sekundären Sektors zu verlassen, überraschenderweise als eine der bevölkerungsmäßig am schnellsten wachsenden Gemeinden der Ostküste ausgewiesen – der Zuzug insbesondere mittel- und südamerikanischer Familien hält unvermindert an.

Als Versuch, die wirtschaftliche Situation dieser Region zu verbessern, fördert die im südlichen New Jersey gelegene Landesregierung nun seit einigen Jahren den Ausbau der weiterbildenden Bildungsinstitutionen in dieser Region. Zum einen gibt es spezielle

Förder- und Beratungsprogramme für Angehörige der Minoritäten (die in dieser Gegend eher die Majorität bilden). Dazu kommt für den Soziologie-Studiengang ein zusätzliches Programm (MOST), das von der American Sociological Association aufgelegt und finanziert wird, und mit dem einige wenige Universitäten im Lande prämiert wurden, um ihren Minoritätsstudenten beim Einschreiben und bei der erfolgreichen Bewältigung des Studiums zu helfen. Zum anderen weitet sich die Universität in die anliegenden (Land-)Kreise westlich des Hauptcampus aus, indem sie an den dortigen Colleges („off-campus“) vorzugsweise Abendkurse für Berufstätige anbietet, die neben ihrer Berufstätigkeit einen B.A.-Studienabschluss haben wollen oder (zur Verwirklichung einer Karriere oder höherer Rentenansprüche) müssen. Die Studentenschaft an diesen Off-Campus-Orten ist zum Teil deshalb deutlich älter („reifer“) und studiert aus anderen Gesichtspunkten als die häufig direkt von den lokalen Highschools kommenden 18- bis 20jährigen *undergraduates* des Hauptcampus. *Off-campus* findet man auch deutlich weniger Studenten aus Minoritäten. Allerdings können die Studenten des Hauptcampus, wenn entsprechende Kurse off-campus angeboten werden, auch diese belegen. Es hat sich mittlerweile herumgesprochen, dass die off-campus-Kurse kleiner (und deshalb effizienter) und zudem häufig näher am Wohnort von Studierenden liegen, so dass auch immer mehr jüngere Studenten sich dort für Kurse einschreiben. Ich biete vor allem diese off-campus-Kurse, aber immer auch mindestens einen Hauptcampus-Kurs pro Semester an. Wie sind nun meine Erfahrungen mit der Lehre an einer solchermaßen diversifizierten Universität? Lassen Sie mich mit den positiven beginnen.

2 Positive Erfahrungen

Sicherlich eine der besten Erfahrungen an dieser Universität ist das gute Zahlenverhältnis von Professoren zu Studenten. Zur Zeit gibt es 20 voll beschäftigte Professoren¹ (plus ca. 10 Lehrbeauftragte) für ca. 700 Studierende (man vergleiche dies mit Verhältnissen einiger Großstadt-Universitäten in Deutschland). In den von mir im Frühjahr betreuten vier Kursen (zur soziologischen Theorie im B.A.- und M.A.-Studiengang und zur Empirischen Sozialforschung, insgesamt 12 SWS) hatte ich maximal 15 Studenten pro Kurs.

Die Beratung der Studenten wird an dieser Universität sehr ernst genommen, es gibt eine große Abteilung in einem eigenen Gebäude, die sich alleine dieser Aufgabe widmet (indem sie sich direkt an die Studenten richtet oder Hilfen für die Lehrenden anbietet). Große Hoffnung wird weiter dem Ausbau der Online-Lehre entgegengebracht. Das *Center for Continuing Education and Long Distance Learning* ist hier richtungsweisend und äußerst hilfreich bei dem Aufbau eigener Online-Angebote in der Lehre. Ein angebotener Online-Kurs wird für die Lehrenden wie zwei normale Kurse berechnet.

Als weiteren positiven Aspekt möchte ich die umfangreiche und kontinuierliche Evaluation der Professoren erwähnen. Jedes(!) Semester bewerten die Studenten anonym

¹ Nur aus Gründen der Übersichtlichkeit verwende ich hier die männliche Form. Gedanklich schließe ich immer die weibliche Form mit ein.

die Kompetenz, die didaktischen Fähigkeiten und die Freundlichkeit ihrer Lehrer. Diese Auswertung und die zusätzliche Evaluation durch einen der *tenured* (d.h. der unkündbaren) Professoren, der bei einem der Seminare zuhört, gehen in die Personalakte, die – mit einer zusammenfassenden Bewertung durch den *department chair* – zur Grundlage der *retention*, d.h. der Entscheidung der Weiterbeschäftigung für ein weiteres Jahr wird. Die Dekanin der *Humanities and Social Studies*-Fakultät fällt auf Basis dieser Informationen dann die Entscheidung. Als *assistant professor* geht man jährlich durch diesen Prozess, aber selbst als *associate professor* wird man noch alle drei Jahre entsprechend evaluiert (die studentische Bewertung findet auch hier jedes Jahr statt).

Aus dem deutschen Universitätssystem kommend möchte ich *last but not least* eine meines Erachtens verblüffend schnelle Assimilation und Akzeptanz bei *allen* Professoren des Departments loben. Hier gab es beispielsweise keine Abgrenzung z.B. der ansässigen Koryphäen des Faches von den Lehrenden am Anfang ihrer Tätigkeit, sondern ehrliches Interesse an Erfahrungen und Stellungnahmen. Kollegiale Hilfen, z.B. bezüglich der Zusammenstellung des *syllabus* (Seminarplans) oder bei der Benotung, werden selbstredend angeboten. Diese Kontaktfreudigkeit gilt auch für die Soziologen der benachbarten Princeton University, an der ich wie selbstverständlich Teilnehmer eines wöchentlichen „*working luncheon*“ wurde. Viele Professoren der *Humanities and Social Sciences*-Fakultät meiner Universität sind nicht Amerikaner, sprachliche Akzente und kulturelle Unterschiede werden respektvoll und interessiert akzeptiert. Die regelmäßigen Fakultäts-treffen zu Forschungsfragen sind auch wegen dieser Buntheit an Herkünften und Einsichten so interessant.

3 Kritische Erfahrungen

Meine kritischen Erfahrungen beziehen sich weniger auf die konkreten Arbeits- und Kommunikationsbedingungen am Institut, die lobenswert sind, sondern eher auf strukturelle Zustände, die in der Natur des amerikanischen B.A.-Studienganges liegen.

Der Weg zum *Bachelor of Arts* in Soziologie ist durch Regelstudienzeiten gekennzeichnet. Vom *freshman* über den *sophomore*, den *junior* bis zum *senior* sind vier Semester bis zum Abschluss vorgesehen. Diese Rigidität wird durch die semesterweise Einschreibung in Kurse noch verstärkt: Zu Beginn des Semesters schreibt man sich am *Office of the Registrar* in die gewählten Kurse ein und zahlt die entsprechenden Studiengebühren. Nach einer *grace period* von circa einem Monat kann man diese Kurse nicht mehr wechseln. Wenn man einen Kurs nicht besteht, gibt es die Möglichkeit des Wiederholens (selbstverständlich mit einer neu zu zahlenden Gebühr), was dann natürlich die Studiendauer verlängert. Wenn man einen Kurs besteht (egal mit welcher Note), entfällt die Möglichkeit, ihn noch einmal zu besuchen.

So schuf ich ungläubiges Erstaunen unter meinen Studenten, als ich ihnen erzählte, dass ich zu meinen Studienzeiten ein empirisches Praktikum wiederholte – nicht, weil

ich es nicht bestanden hätte, sondern weil ich Gutes über einen anderen Professor eines später angebotenen empirischen Praktikums gehört hatte und mich seiner besseren Kompetenz vergewissern wollte. Meiner späteren Qualifizierung half diese Wiederholung – etwas, was den Studenten des amerikanischen B.A.-Studienganges nicht möglich ist, selbst, wenn sie es wollten.

Der Abschluss des B.A.-Studiums ist durch die Komplettierung der Scheine (*credits*) dokumentiert. Eine umfangreiche B.A.-Abschlussarbeit ist nicht vorgesehen (auch wenn im abschließenden Senior-Seminar ein empirisches Projekt durchgeführt und der Klasse vorgestellt werden muss).

Konkret ergeben sich die meisten Schwierigkeiten bei der Vermittlung der Empirischen Sozialforschung. Die auftretenden Probleme werden aber gerade in diesem Schwerpunkt offen diskutiert, und es wird permanent nach Lösungsmöglichkeiten gesucht. Alle Vorschläge scheiterten allerdings bisher an der Regelstudienzeit.

Anders als bei den theoretischen Kursen oder bei den Kursen der Bindestrich-Soziologien (die allerdings zumeist nur auf Einführungen in die entsprechenden Themen beschränkt bleiben müssen) bedarf die Vermittlung der empirischen Sozialforschung eines kontinuierlichen und langwierigen Aufbaus des Wissens. Alle diese Kurse sind Pflichtkurse.

Dies beginnt mit einem Grundkurs zur Sozialen Statistik, gefolgt von einem zweisemestrigen Kurs Empirische Sozialforschung. Allein in diesem Kurs soll der Lehrende nicht nur die Grundlagen der empirischen Sozialforschung (Forschungsdesign, Theorieverknüpfung, Methoden, Stichprobenziehung, Datenerhebung, Dateneingabe, Analyse und Interpretation quantitativer *und* qualitativer Daten) vermitteln, sondern auch den Studenten helfen, parallel zum Kurs in Gruppen ein Forschungsprojekt zu planen (im ersten Semester des Kurses) und zu realisieren (im zweiten Semesters des Kurses).

Die *credits* (Scheine) für diesen Kurs werden aufgrund kontinuierlicher Tests und eines schriftlich vorzulegenden als auch mündlich vorzutragenden Forschungsberichtes vergeben. Dies stellt nicht nur an den Lehrenden, sondern auch an die Studenten große Anforderungen, denn zum einen werden pro Semester nur 3 SWS dafür berechnet (eine viel zu kleine Anzahl an Stunden) und zum anderen wird man mit einer Studentenschaft konfrontiert, die ungeachtet ihrer eigenen sehr unterschiedlichen Befähigungen und der Qualität der vorher besuchten Kurse allein aus formalen Gründen (Semesterzahl) zusammengefasst wird. Im Idealfall könnten die Studenten mit einem fundierten theoretischen Wissen in Empirischer Sozialforschung und einem erfolgreich absolvierten eigenen Gruppen-Forschungsprojekt diesen Kurs abschließen und dann im vierten Semester den Abschlusskurs, der die Realisierung eines eigenen empirischen Forschungsprojektes vorsieht, antreten. Tatsächlich gibt es solche Fälle. Häufiger verbringt man aber beide Kurse damit, Defizite (in der Theorie, der Statistik, bei den bisher vermittelten Methoden) zu verringern und kommt gar nicht dazu, Theorie und Projektrealisation gleichberechtigt zu behandeln.

Der Widerspruch zwischen Zeitknappheit (vier Semester) und Vermittlungsanspruch (Theorie *und* Praxis) ist im Institut bekannt. Letztendlich scheitern Lösungsvorschläge

aber an der Vorbedingung, innerhalb von vier Semestern Soziologiewissen zu vermitteln. Im Idealfall – so alle an der Empirischen Sozialforschung beteiligten Professoren – müssten zwei Statistikkurse, eine theoretische Einführung in die Sozialforschung, zwei Kurse in angewandter Sozialforschung (alternierend entweder qualitative oder quantitative Forschung) und ein Abschlusskurs mit einer schriftlichen Abschlussarbeit chronologisch aufeinander folgen. Dafür benötigt man *mindestens* 6 Semester – ungeachtet möglicher Wiederholungen oder zusätzlicher theoretischer oder auch angewandter Kurse zur Vertiefung, z.B. auch ein Kursangebot in SPSS oder einem anderen Statistikpaket (auch dies wird von mir „nebenbei“ in zusätzlichen Abendstunden rudimentär vermittelt).

Trotzdem, und dies möchte ich betonen, führt diese offensichtliche und auch offen im Institut diskutierte Problematik nicht zu einer Krise des Studienganges. An einer durch und durch normalen amerikanischen Universität wie der hier betrachteten liegt der Schwerpunkt eben nicht in der Vermittlung von Expertenwissen (dies wird den „großen“ Staatsuniversitäten und den privilegierten privaten Forschungsuniversitäten überlassen), sondern in der Vermittlung eines Abschlussgrades, dem Bachelor. Auf Seiten der Studenten (die ja zahlende Kunden sind!) wird in der Konkurrenz zwischen Kompetenz und Scheinvergabe der formale Aspekt bevorzugt. Wichtig ist allein der Titel, und wenn die *credits* zusammen sind, dann wird dieser Titel vergeben. Auf der Suche nach einem Arbeitsplatz, so meine Erfahrung mit den Studenten vor Ort, ist der formale Abschluss weitaus wichtiger als das tatsächlich gewonnene Wissen.

In diesem Sinne ist Max Webers „formale Rationalität“ im amerikanischen Universitätssystem nicht nur wieder zu finden, sondern auch als Erwartung der Lernenden (weniger der Lehrenden) tief verankert, weil erwünscht. Ritzer (1998) weist auf die heute enger werdende Verbindung zwischen McDonaldisierung und den akademischen Einrichtungen („McUniversity“) in der postmodernen Konsumentengesellschaft hin. Arbeitgeber wie Arbeitnehmer bekommen wegen dieser Verbindung keine Kopfschmerzen. Die Anbieter von Arbeitsplätzen mit sozialwissenschaftlicher Kompetenz in New Jersey (v.a. von sozialen Diensten, aber auch Polizei und Justizsystem) haben wenig mehr als oberflächliches Interesse am kritischen Denken, und somit ist die Vermittlung dieser „Kunst“ auch wenig verbreitet unter den B.A.-Studenten. Aus den Highschool-Zeiten wird die Verschulung des Curriculums mit permanenten *multiple choice*-Tests (und auch der Angabe der exakten Seitenzahlen der wenigen zu lesenden Texte) übernommen. Interesse an einer kritischen Soziologie habe ich alleine bei den wenigen M.A.-Studenten vorgefunden – erst durch meinen Theoriekurs dort „entdeckten“ diese Studenten eine Denkweise, die mit den Namen Habermas, Baudrillard oder Foucault verbunden ist.

Die Regelstudienzeit, wie sie üblicherweise an amerikanischen Universitäten für *undergraduates* gilt, führt zu einer deutlichen doppelten Zerteilung des weiterführenden Ausbildungssystems: Erstens (und dies gilt für die überragende Mehrheit der amerikanischen Soziologie-Studenten) gibt es den B.A. als Standard-Abschluss. Dies ist nicht mehr, aber auch nicht weniger(!) als ein Instrument bei der Arbeitsplatzsuche (viele Arbeitgeber erwarten auch nicht mehr als diese Formalität). Dem gegenüber steht – auch bei einer kleineren staatlichen Universität – der M.A. als Zusatz-Abschluss für die wenigen

Studenten, die weitergehendes Interesse an der Soziologie zeigen und diesen Abschluss auch haben wollen, um eventuell später tatsächlich als Soziologe tätig zu werden (auch, um sich z.B. als *graduate student* mit dem Abschluss Ph.D. zu bewerben).

Es gibt aber noch eine weitere segregierende Zweiteilung, nicht die zwischen den Studenten einer Universität, sondern zwischen den Universitäten: Die rigide Einführung von B.A.-Studiengängen an den (zumeist staatlichen) Universitäten („McUniversities“) erlaubt es anderen, privilegierten (zumeist privaten) Universitäten, eben diese Standardisierung zu vermeiden und sich somit in ihrem Ausbildungsangebot von der „Masse“ abzuheben. Dabei, und dies ist eine Erfahrung, die mir meine amerikanischen Kollegen verschiedener Universitäten bestätigt haben, sind die undergraduates der kleineren staatlichen Universitäten nicht weniger begabt als die meisten undergraduates der großen privaten Universitäten, sie können nur nicht eine Studiengebühr von 30.000 bis 40.000 US\$ pro Studienjahr bezahlen. Nur in ausgesuchten Privatuniversitäten (und einigen wenigen großen staatlichen Universitäten) findet (auch weil die Studenten bzw. ihre Eltern die teilweise horrenden Studiengebühren zahlen können und wollen) akademisches Begreifen und Lernen im vor-McDonaldisierten Sinne statt. Diese auf Geld und Macht fußende Unterscheidung war und ist ein zentraler Bestandteil des amerikanischen Bildungssystems und damit der amerikanischen Gesellschaft. Ein auf standardisierten B.A.-Abschlüssen basierendes Studium fördert diese Segregation weiter – auch in Deutschland.

Literatur:

Ritzer, George (1998): McUniversity in the Postmodern Consumer Society, in: derselbe: The McDonaldization Thesis. Sage Publications: London, Thousand Oaks, New Delhi.

Mehr Hinweise zum Aufbau des B.A.-Programms an der William Paterson University findet man unter:

<http://www.wpunj.edu/cohss/sociology/programs.htm>

Dr. Volker Kirchberg
Sociology Department
William Paterson University
300 Pompton Road
Wayne, New Jersey 07470 - 2503
USA
Tel.: ++1.973.7202246
eMail: KirchbergV@wpunj.edu

Dr. Volker Kirchberg, geb. 1956, Diplom-Soziologe, 1985-1988 wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Forschungsstelle Stadtforschung an der Universität Hamburg, 1988-1992 Studien zum Thema Kultur und Stadt an die Johns Hopkins Universität in Baltimore, Maryland, mit anschließender Promotion. Danach German Marshall Fund Scholar zum Thema Kultursponsoring in den USA. Lehre am Fachbereich Kulturwissenschaften der Universität Lüneburg (1993-2000) und am Institut für Soziologie der FU Berlin im Schwerpunkt Stadtforschung (1996-2000). Leiter des sozialwissenschaftlichen Basica Forschungsinstituts in Hamburg (1995-2000). Seit Januar 2001 Professor für Soziologie an der William Paterson Universität in New Jersey, USA (mit den Schwerpunkten Empirische Sozialforschung, Theorie, Kultur- und Stadtsoziologie). Anwendungsbezogene Arbeits- und Forschungsfelder sind Konsumforschung, Stadtforschung und Museen (Grundlagen und Anwendung der Besucherforschung, Fragen der Besucherorientierung und des Kulturmanagements). Das Interesse gilt allgemein der Forschung und Beratung im Schnittbereich zwischen Markt, Staat und Non-Profit-Sektor.